

Laudatio für den HANNA Literaturpreis an Jehona Kicaj „ë“

von Lara Sielmann

Schönen guten Abend auch von meiner Seite aus und vielen Dank, liebe Jehona, für das Vertrauen und die Bitte, heute die Laudatio auf deinen Roman „ë“ zu halten.

Es war im Sommer, als mich die Anfrage erreichte, heute Abend hier als Laudatorin zu stehen und ich musste wirklich keine Sekunde zögern, um JA zu sagen. Hatte ich gerade „ë“ gelesen und war literarisch unerwartet überwältigt worden – aufgebrochen geradezu von dieser Welt, der Sprache und der Klarheit dieser Autorin, von der ich noch nie vorher etwas gelesen hatte – wie auch? Es handelt sich um einen Debütroman, und Jehona Kicaj war bis dahin vor allem als Verlegerin des re:sonar-Verlags in Erscheinung getreten. Ihre Erzählung von und Perspektive auf den Kosovokrieg, der nach wie vor wenig Beachtung hier in Deutschland erhält, haben mich ab dem ersten Absatz in ihren Bann gezogen.

Zitat:

„Nach dem Aufwachen habe ich einen Splitter im Mund. Er fühlt sich an wie ein kleiner Kieselstein. Ich spucke ihn ins Waschbecken und sehe es ist ein kleines Stück Zahn. Wenn ich mein Gebiss im Spiegel ansehe, gibt es kaum Zähne ohne einen Riss oder abgeriebene Kanten. Jeden Morgen wache ich mit Schmerzen in den Kiefergelenken und im Nacken auf; kann meinen Mund nicht öffnen, ohne dass es laut kracht. Es hört sich an, als würden Knochen brechen.“

Diese Kieselsteine, diese Risse entpuppen sich als Bruxismus, – ein schwerwiegendes Kieferleiden, das zu organischem Sprechverlust führen kann – an dem die junge, namenlose Ich-Erzählerin, eine Studentin, erkrankt ist; wie ihr Arzt verkündet.

Zugleich geht von diesem ersten Absatz das dichte, verwobene, sich überlagernde Netz an Zusammenhängen und Fragmentierungen der Protagonistin aus – die „*brechenden Knochen*“ sind dabei nur ein erster Verweis auf viele weitere Knochen, mit denen wir es hier noch zu tun haben werden. Die Protagonistin kommt bereits als Kleinkind in den 1990er Jahren gemeinsam mit ihren Eltern aus dem Kosovo nach Deutschland – kurz vor dem Ausbruch des Krieges. Die Zäsur des Krieges, das Leben, das die Familie dort zurückgelassen hat, bekommt das junge Mädchen aus der Diaspora mit: Kosovarische Videoabende wechseln sich mit Schreckensnachrichten aus dem Krieg ab. Und schon damals schmerzt ihr Kiefer: Die deutsche Sprache sitzt nämlich ganz woanders und will nicht so flüssig wie das Albanische über die Lippen kommen:

Zitat:

„(...)die Ecken bei jedem Wort spürbar auf dem Zungenrücken, am Gaumen, an den Wangen. (...) Kann das sein? Dass das Albanische sanfter ist zu meinem Mund? Dass deutsche Laute nicht für meine Anatomie gemacht sind, obwohl ich diese Sprache besser beherrsche als jede andere? (...) Kann eine Sprachlast so stark sein, dass sie Kiefer verformt?“

Die Erzählerin hat viele Fragen, stellt Nachforschungen an, setzt sich mit der jüngeren kosovarischen Geschichte auseinander, verfolgt dabei auch historische Spuren. Eine Geschichte, die zwar Teil ihrer eigenen Geschichte, ihrer Identität ist, aber gleichermaßen im Verborgenen liegt. Aus der Diaspora heraus ist ihr Blick auf ihr Heimatland auch einer aus der Ferne – ihr Wissen um Albanien, um den Kosovo auch ein Aneignungsprozess.

Dabei haben wir es hier nicht mit einer zweifelnden, einer sich selbst ungewissen Erzählerin zu tun. Nein, bei dieser jungen Frau handelt es sich um eine *sich selbstbewusste*, wie kritische Person. Der strukturelle Rassismus, den sie als Kosovarin seit ihrem Ankommen in Deutschland erfährt, die Blindheit der deutschen Bevölkerung dem Kosovo-Krieg gegenüber, haben sie umso *selbstgewisser* gemacht. Wut auf die Umstände und die herrschenden Verhältnisse ist dabei eine treibende Kraft in diesem Roman, die aber nicht als eine überkochende Naturgewalt über die Erzählerin, über die Geschichte hereinbricht, vielmehr ist sie eine durchhaltende Kraft für die zum Teil sehr zermürende Spurensuche:

Je tiefer die Erzählerin ihrer Geschichte, der ihrer Familie, der ihres Landes in Vergangenheit und Gegenwart nachgeht, desto mehr stößt sie auf die strukturelle Unterdrückung der kosovarischen Kultur – die sich auch im Albanischen selbst wiederfindet: Viele Lehnwörter durchziehen diese Sprache, und spiegeln die jahrhundertelange Unterdrückung durch verschiedene Nachbarländer wie Besatzer. Dabei hat das Albanische eine Sonderrolle innerhalb der indoeuropäischen Sprachen, ist *keine* Ableitung – steht somit isoliert und für sich da.

Zitat:

„Ich komme von einem Ort, der verwüstet worden ist. Ich wurde in einem Haus geboren, das niederbrannte. Ich hörte Schlaflieder in einer Sprache, die unterdrückt wurde. Ich möchte antworten: Ich komme aus der Sprachlosigkeit.“

Der Schmerz, der diagnostizierte Bruxismus der Protagonistin, ist das körperliche Symptom einer Zerrissenheit – und fungiert zugleich als Brücke zwischen der Protagonistin und ihrer Heimat. In der fragmentarischen assoziativen Erzählweise erfahren wir, dass sie im Kosovo als Kleinkind schweigen musste, wenn die Eltern mit ihr die serbische Grenze passierten; bloß kein Mucks

Albanisch durfte aus dem Mund des Kindes kommen, um die serbischen Soldaten nicht zu provozieren.

Ausgehend von der Mundhöhle geht Jehona Kicaj hinein in die Traumata der kosovarischen Gesellschaft: An der Uni besucht die Protagonistin eine Vortragsreihe zum Thema „**Die Rolle der forensischen Anthropologie in Gewaltszenarien des 20. Jahrhunderts**“ einer deutschen Forensikerin, die anhand von Gebissen im Kosovo-Krieg die Identität getöteter Menschen feststellen oder zumindest eingrenzen kann.

So bruchstückhaft die Knochen sind, die Jehona Kicaj seziert, so mühelos setzt sie diese sprachlich zusammen – die Sätze fließen ineinander; wie auch die Sprachen, Deutsch und Albanisch. Die hohe sprachliche Konzentration steckt bereits im Titel: Handelt es sich bei „ë“ um einen stummen Buchstaben im Albanischen, der sich nur *manchmal* zu erkennen gibt, der nur *manchmal* mitgesprochen wird. So stecken – vermeintlich – paradoxerweise das Unsichtbarmachen sowie die Vergewisserung einer Kultur und Sprache in diesem Buchstaben.

Den Erzählanlass im Körperlichen zu verankern, ist auch ein Verweis auf zwei wichtige literarische Wegbegleiter dieses Buches: auf Heinrich von Kleist – dessen Figuren Emotionen über ihre Körper erzählen; und damit das an der Oberfläche Gesprochene unterwandern sowie auch auf Elias Canetti, dessen Wandern durch Sprachen, auch durch Aussprachen, Jehona Kicaj viel über ihr eigenes Verhältnis zu ihren Sprachräumen und wo diese sitzen verdeutlicht hat. Und so verwundert es auch nicht, dass das folgende Zitat von Elias Canetti dem Roman vorangestellt ist: „*In diesen Zerrissenheiten bin ich ganz. Ohne sie wäre ich verstümmelt.*“

Weil dann aber doch meistens aller guten Dinge drei sind, klingt in „ë“ auch Annie Ernaux an: Ihr müheloses Erzählen, zwischen den Zeiten springen, die nüchterne Sprache, die eine große Zärtlichkeit in sich trägt, haben Jehona Kicaj das Selbstvertrauen für die eigenen Zeitsprünge und Tonalität gegeben.

Als Roman steht „ë“ aber auch für einen universellen Diskurs um Menschenrechte, Menschheitsverbrechen, Gewalt- sowie Kriegserfahrungen und Kriegstraumata; und nicht zuletzt für die zersplitterten Identitäten von Menschen, die Unrechtssystemen ausgeliefert sind sowie *neuen* Gefahren an den Orten, die ihnen Schutz bieten sollten. Hochaktuelle Diskurse und Lebensrealitäten vieler, vieler Menschen, die hier bei uns oftmals nicht anerkannt werden, und denen ihr Schmerz, ihre Erfahrungen und kulturellen Kontexte abgesprochen werden.

Zitat:

„Mein Name bedeutet »Echo«. Nachdem der Bergnymphe im antiken Mythos ein Fluch auferlegt wurde, ist sie nur noch imstande, die letzten an sie gerichteten Worte zu wiederholen. Der Fähigkeit beraubt, eigene Laute zu erzeugen, ist Echo für immer dazu verdammt, zu verstummen. Vielleicht teile ich nicht nur ihren Namen, vielleicht trage ich auch ihr Schicksal.“

...schreibt Jehona Kicaj in ihrem autobiografischen Text „Schatten der Diaspora – Aufwachsen in der Sprachlosigkeit“ – 2020 im Horen-Magazin, aus dem „ë“ entstanden ist.

Damals noch als Echo, und ganz aus der eigenen Biografie heraus, ist der Text, den wir als heute „ë“ lesen dürfen, alles andere als ein leises Echo, um nicht zu sagen, der Beweis, dass der Nymphen-Fluch gebrochen ist:

Ausgehend von einem kleinen Buchstaben einer historisch unterdrückten Sprache und Kultur, findet Jehona Kicaj eine ganz eigene, die sie gegen die Kontinuität an Absprachen und Unsichtbarmachungen stellt – ein literarisches Aufreißen, das auch beinhaltet, dass es im Unklaren bleibt, ob die Protagonistin vom Bruxismus durch das Erzählen ihrer Geschichte geheilt wird. Es geht um Größeres, gegen das auch das Erzählen per se nicht ankommen kann – um Menschenrechtsverletzungen, große politische Konflikte, eingeschriebene Traumata, Trauer und die Frage, wie mit all dem umgehen als Person, als nachfolgende Generation und als Gegenwartsgesellschaft? Dass Jehona Kicaj das zulassen kann, spricht wiederum für ihre Größe und die des Textes, der von einem knirschenden Kiefer ausgehend eine vielschichtige, komplexe Welt öffnet und erfahrbar macht, ohne sie auflösen oder versöhnen zu müssen.

Liebe Jehona, die Aufmerksamkeit, die du seit dem Erscheinen von „ë“ medial und in persönlichen Gesprächen mit deiner großen wie vielfältigen Leser:innenschaft bekommst, zeigt wie wichtig dieses Buch ist – welch großes Interesse, nicht nur von einer albanisch-kosovarischen Community, es hier in Deutschland gibt. Wie du mir einmal gesagt hast, wolltest du kein Sachbuch, kein Aufklärungsbuch schreiben, sondern Literatur. Großes Glück für uns, dass du das getan hast und uns Lesende mit „ë“ beschenkt hast.

Deshalb bleibt mir auch nur noch eins zu sagen: Herzlichen Glückwunsch, liebe Jehona, zu dem HANNA-Literaturpreis der Stadt Hannover 2025!